

„Miriam, das ist das Ende deiner Karriere.“ Ich erinnere mich noch sehr gut an die Gesichter meiner Kollegen, als ich nach fünf Jahren Journalismus kündigte, um zu studieren. Diese Erinnerung führt in eine Zeit zurück, die heutigen Stipendiaten wahrscheinlich wie Lummerland vorkommt: Als ich 1982 Journalistin wurde, hatten noch nicht alle Berufsanfänger Abitur geschweige denn ein Studium. In den ersten Wochen wurde mir in der Setzerei die „Bleilaus“ vorgeführt, es gab eine Rohrpost, und der Chef nannte die junge Volontärinnen alle beim selben Vornamen: „Mausi“.

Aber genug der Heldensagen. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass der Weg direkt von der Schule in den Beruf nicht der schlechteste Anfang meines Weges war. Allerdings hat ein solcher Frühstart auch Nachteile – er führt zu früher Abnutzung, und da ich mich nicht schon vormittags mit einem ersten Bier beruhigen wollte, beschloss ich, eine Zäsur einzulegen und zu studieren. Es war großartig: Den ganzen Tag statt im Großraumbüro in der ruhigen Staatsbibliothek zu sitzen und länger als eine halbe Stunde über eine Sache nachdenken zu dürfen, genoss ich aus vollen Zügen.

Die Begeisterung wuchs sich zur Leidenschaft aus. Umso weiter ich kam, umso mehr idealisierte ich die Wissenschaft, ohne jedoch den Journalismus zu vergessen. Nach dem Magister fing ich an zu promovieren, immer wieder unterbrochen von Tages-, Wochen- und Monatsjobs bei allen möglichen Medien. Das freie Journalistenleben ließ sich damals noch finanzieren, allerdings merkte ich, umso mehr ich neben dem Studium arbeitete (oder neben der Arbeit studierte), umso mehr riskierte ich gerade das Privileg, das zum geisteswissenschaftlichen Studium dazu gehört, nämlich Zeit und Ruhe zu haben.

In der Schlussphase der Promotion ergab sich die Chance, mich für die SZ-Studienstiftung zu bewerben. Nach einem sensationell unbürokratischen Auswahlverfahren, jedenfalls habe ich es so in Erinnerung, freute ich mich nicht nur über das Geld, sondern fast noch mehr über die Bestätigung eines Lebensentwurfes, der bis heute leider viel zu selten honoriert wird; nämlich die berufliche Mehrgleisigkeit. Das Geld der Süddeutschen Zeitung half mir bei der Promotion, aber es bestätigte auch mein Ideal vom Schreiben mit unterschiedlicher Taktzahl und wechselnder Reichweite. Nach einigen erneuten Abstechern in den Journalismus stellte sich für mich heraus, dass ich darauf nicht mehr verzichten wollte. Ich kehrte an die Universität zurück, habilitierte mich, nur um mich danach gleich wieder für die beglückende Existenz als freischaffende Autorin zu entscheiden. Heute bin ich 52 Jahre alt, und es sieht ganz so aus, als würde ich mich in meinem Leben nicht mehr entscheiden zwischen dem langen Atem der Wissenschaft und dem kürzeren Atem des Journalismus, zwischen Texten für eine kleine Gruppe eingeweihter Experten und Texten für eine größere Öffentlichkeit.

Miriam G.
Stipendiatin in 1997